

25] Helge Bendels Luftschlösser.

Ein Chicago-Roman von Henning Berger.

— Zweifellos, zweifellos, sagte Herr Ranch gänzlich verwirrt und starrte angstvoll auf die Ecke einer Visitenkarte, die mit unerträglicher Langsamkeit aus dem Ledertäschchen hervorkroch und die rote Flagge der Linie aufwies. Mit einem Mal wurde er leichenblau und stützte sich mit zitternder Hand auf das Bult. Sein Mund verzerrte sich zu einem Lächeln und er sagte:

— Haben wir — haben wir endlich die Ehre — Mr. S. Maitland Wolsey — ?

— Nein, sagte der Fremde. Er kommt erst später. Ich bin der Bücherrevisor der Linie und bereise alle Erdteile, um von Zeit zu Zeit die Bücher durchzusehen.

— Ah so! sagte Herr Ranch mit dem Ausdruck eines Idioten im Blick. Ja, gewiß — sie stehen ganz zu Ihrer Verfügung.

— Selbstverständlich, fuhr der Revisor lächelnd fort. Bitte — hier ist meine Karte. J. S. Curtiss.

Der Agent wollte Herrn Roth vorstellen; aber Herr Curtiss hatte auch ihm schon eine Karte hinübergereicht, und eine unsichtbare telegraphische Verbindung schien augenblicklich zwischen diesen beiden Gehirnen aufgesprungen zu sein; denn sie tauschten verständnisvolle Blicke und Händedrücke aus, als kennten sie sich seit Jahren. Herr Swanson, aschgrau im Gesicht, drückte sich unruhig um die Pulke herum und schob zerstreut ein und denselben Briefhaufen von einem Platz zum andern. Helge fühlte sich ungeheuer enttäuscht; alle die alten Qualen und widerstreitenden Fragen, Erwartungen und nervösen Ahnungen kehrten mit erneuter Macht zurück, und mehr als je wünschte er, alles möchte ein Ende haben und er selbst weit, weit fort sein. Dieser mystische Wolsey ward zu einem Begriff, an dessen tatsächlicher Existenz man wirklich bald zweifeln mußte. Burke, der irländische Laufjunge, flüsterte ihm im Vorüberhaften zu, daß der Kassierer — ebenfalls ein Irländer — insgeheim drei Kreuze geschlagen hätte.

Jetzt rasselten aufs neue alle Maschinen und ein fieberhaftes Hasten entwickelte sich. Die Kontoristen klingelten in den Telephongellen, als gälte es Großfeuer signale; aus dem Kellerstod stürzten bleiche Gestalten mit Armen voll Dokumenten, Mappen und Rollen. Die Kopierpressen wurden auf- und niedergeschraubt, die Sektographenkasten wurden herumgerissen, und die auf Beute ausgeschickten Schakale der Trottoire, die man sofort verständigt hatte, kamen und brachten fingierte Passagieropfer angeschleppt. Aber nichts von all dem schien Herrn Curtiss auch nur im mindesten zu berühren. Er erklärte, er brauche keinerlei Hilfe irgendwelcher Buchhalter des Kontors; er hätte sein eigenes, anderen unverständliches System; und alles, was er wünsche, sei, daß sämtliche Bücher nach Schluß des Kontors ihm zugänglich seien; dann arbeite er, seiner Methode gemäß, allein. Was die Einladung zum Frühstück betraf, so müsse er sie leider — für heute — ablehnen, da er Herrn Roth versprochen habe, auf die Börse zu kommen, um sich das merkwürdige Schauspiel ein bißchen anzusehen, das dieser berühmte Reuter dort in Szene setze.

Und damit nahm er seinen Stock, seinen Hut, seine Handschuhe und seine Mappe und verschwand wie ein schwarzer, dämonischer Vampyr.

Herr Ranch sank tiefermattet in seinen großen Mahagonistuhl und trocknete sich die Stirn.

— Swanson, stöhnte er — ich werde verrückt, wenn das so weitergeht. . .

Swanson schnitt ein paar stumme Grimassen, wie eine galvanisierte Leiche.

— Famos! murmelte Helge, der für den Augenblick seine eigene Unruhe vergessen hatte und bloß noch an die Angststunden des armen Andersson dachte, nachdem dieser eingesehen hatte, daß ihm das Todesurteil gesprochen war.

Aber als das Gesurre der Arbeiten weiterging und sich mischte mit dem Lärm der benachbarten Kontore, stieg und fiel wie das ferne Geräusch einer Waldsäge und sich schließlich vereinte mit dem Straßengetöse, unter dem die großen Schei-

ben in ihren eisernen Rahmen erzitterten, da packte ihn aufs neue eine erstickende Beklemmung. Gedanken an Selbstmord stiegen auf gleich Visionen und entschwandten wieder; er sah ein Meer mit schwellenden Wogen, deren Häupter auf und nieder tauchten; dann war es ein Sumpfland mit schmalstämmigem Wald, und giftige Pilze hoben ihre Schirme zwischen den Moorhügeln und zogen sie wieder hinab. Ein Morast war der Boden, auf dem er wanderte, und niemals, niemals im Leben würden seine Füße festen Grund, sein Hirn Ruhe, sein Gemüt Frieden finden. Das Sinnlose und Hoffnungslose seines jetzigen Daseins hatte ihn nach und nach gelähmt und seine Energie abgestumpft, und wenn wirklich eine Katastrophe eintrat, — er würde kaum mehr die Kraft besitzen, sich in eine neue Rinde einzubohren. Er würde auf den Grund des Schlammes sinken wie ein Stein; denn seine Kräfte und — was schlimmer war — sein Ehrgeiz — waren verbraucht im einformigen Nichts der Jahre. Ein gleichmäßiges, graues Dämmern über einem großen Sumpf — braune Erdwellen ins Unendliche. Ein schweres, wogendes Meer unter wolkenreichem Himmel. Ein Leben, — eine Strafe — ohne Stern. . .

Das war das Traumland.

Durch eine veilschenblaue Glasscheibe in Blumenmustern von großen Lilien in Milchweiß, dicken Blättern in Saftgrün und einem Rahmen mit Ranken von Topasgelb und Rubinrot fiel ein buntes Licht durch die offene Tür des Badezimmeres in den Salon. Schwere Portieren verhüllten nur halb den Kofen, der ein Stück der Ovalscheibe des französischen Betts und die blaueidene Steppdecke sehen ließ, die sich gleich einer Welle zwischen einem Meereschaum von Spitzen und Stickereien zeigte. Ein leichter Dampf von warmem Wasser schwebte gleich einer Amorwolke über dem Rand des Marmorbeckens, das weiß war wie eine Frauenschulter, und die Luft duftete wie eine frisch gemähte Wiese nach Mandel und Neseda, nach Iris und Violette de Madame.

Auf einem niederen Divan, der mehr einem Kissen als einem Sitzplatz glich, saß Helge Bendel.

Teils weil er so lang war und der Divan so kurz, weil er im geschliffenen Glas des Spiegelschranks so unbarmherzig seine schlechtstehenden, fertiggekauften Kleider, den zu niederen und zu weiten Stehfragen, die abgenützte Krawatte, die spitzen Knie und mehr als verbrauchten Stiefel wieder spiegelt sah, teils auch um des ganzen Ungewohnten und Ueberwältigenden der Situation willen fühlte er sich verängstigt, verwirrt und unglücklich.

Es half nichts, daß er das linke Bein im Winkel unter das rechte legte — oder umgekehrt — und die eine Hand in die Seite stemmte. Er sah immer gleich fremd und lächerlich aus. Erst hatte er seinen Hut auf den Divan gelegt; aber da glich er einer schmutzigen Kellerkaze, die an einen verbotenen Platz geraten ist; und er legte ihn in den Schatten auf den Fußboden. Aber der Spiegel zeigte ihm, daß das bettelhaft demütig aus sah, und also mußte er sitzen und ihn in der Hand halten wie ein Laufjunge. Das Haar war an den Ohren und im Nacken lang und stieß gegen den Kragenrand. Ihm ward abwechselungsweise kalt und warm; und er sah, daß seine Fingernägel zu kurz und schlecht geschnitten waren. Wenn er sich streckte, sank er zu tief hinunter, und wenn er sich rückwärts lehnte, mit dem Kopf gegen die Wandbekleidung, so schob sich seine Weste in die Höhe und unter den Beinkleidern sah man die wollenen Socken. Er blieb auf dem Divanrand sitzen, in einer unnatürlichen, unbequemen, qualvoll künstlichen Stellung.

Zu betrachten gab es genug in diesem Raum, und Bendel kannte alle die einzelnen Gegenstände schon auswendig. Ein halb Dubend gelbe Ledertaschen von ungleicher Form und Größe, mit aufgemalten Initialen und blinkenden Messingbeschlägen zwischen Bambusrahmen hatten zuerst seine Aufmerksamkeit gefesselt. Hotel- und Reiseroutenetiketten in grellen Farben waren dichtgedrängt übereinandergestapelt. Der größte Koffer stand offen und zeigte eine Einrichtung gleich einer Kommode, mit Schiefläden übereinander, die herausgezogen werden konnten. Die oberste Lade stand offen; sie enthielt bloß Hüte. Sie glühten großen Blumen, in Blau, in Rosa, in Weiß und Teerengelb.

Eine Reihe Damenhandschuhe stand da in Reih und Glied, wie zur Parade; und Selge blickte wie in einer Art Schauer auf die ungeährten Farben und Materialien, aus denen sie bestanden. Lackleder, Kalbleder, Goldleder, Braun, Grau, Weiß, Violett. Alle sahen sie aus wie neu, glänzend, frisch gepugt, mit hohen Absätzen, großen Rosetten, Spangen mit Rheintiefeln, Bändern, breit wie Handgelenke. Alle stakten sie sehr ordentlich über Leisten aus Mahagoni, Metall oder Ebonit. Und alle hatten sie — so kam es ihm vor — etwas so Menschliches — ob es nun an der Schmalheit der Behen, der Fassung des Absatzes, der Rundung des Spanns oder der Biegung des Knöchels lag. Sie sahen grausam, heiter, kokett, herausfordernd, leichtsinnig, perwers, verführerisch, spöttlich aus. — Aber auch nicht ein Paar konnte man ernst nehmen, wie ein paar Arbeiter oder Wanderer; sondern alle glichen sie eleganten Kurstieren, für die der Schmutz der Straße etwas Unbekanntes ist.

(Fortsetzung folgt.)

Tropenfahrt.

Wir waren soeben vor Fernando-Pó vor Anker gegangen. Während wir auf die Boote zum Ausschiffen warteten, bot sich uns ein interessanter Anblick: Unheimlich ruhig umkreiste eine Menge von Haijischen den Schiffsrumpf, sie kamen herauf an den Wasserspiegel, tauchten wieder hinab, schwammen unter dem Schiff hindurch, ohne uns, die wir mit gemischten Gefühlen dem Kreiben drunten zusehen, anscheinend die geringste Beachtung zu schenken. Da gab es ein Geräusch, ein dreifaches Geplumpfe im Wasser. Drei spielende Ferkeln hatten sich, nichts Böses ahnend, dem Rande zu sehr genähert und waren ins Wasser gefallen. Unten änderte sich urplötzlich das Bild. Acht Hai'e waren wie der Blitz auf die armen Tierchen zugeschossen: eines wurde von einem der Raubjische erfaßt, die anderen zwei von je zwei von ihnen auseinander geschnitten. Das Wasser färbte sich rot, die Hai'e nahmen gemächlich wieder ihre ruhigen Bewegungen um das Schiff auf und alles war, als ob nichts geschehen wäre.

Aber bald änderte sich wieder das Bild. Der Koch, erbot über den Verlust seiner Schweinchen, meldete es dem Kapitän und erbat sich die Erlaubnis, einen Hai zu angeln. Der Kapitän gab, um den Passagieren etwas Zerstreuung zu verschaffen, seine Einwilligung und der Koch begann seine Vorbereitungen. Er brachte einen Angelhaken herbei, etwas größer als sie bei unseren Anglern üblich sind, nämlich $\frac{1}{4}$ Meter lang und 2 bis 3 Zentimeter dick. Das nieliche Dingelchen wurde an die Kette angeschlossen, mit der die Güter herauf und hinab gewunden werden; dann wurde ein Stück rohes Fleisch daran befestigt und die Angel über Bord gelassen. Kaum hatte das Fleisch das Wasser berührt, da kam Leben in die Tiere; von allen Seiten kamen sie dahergeschossen, ein großer Herd schnappte zu und hatte sich festgebissen. Auf einen Wink des ersten Offiziers begannen zwei Matrosen die Winde in Bewegung zu setzen und der Fisch wurde aus dem Wasser gezogen. Das vor Schmerz wütende Tier gebärdete sich wie toll und gewaltige Schläge fielen gegen die Schiffswand. Aber unbekümmert darum wurde oben gedreht und bald erschien das Angeheuer über dem Verdeck. Es hätte nicht erst der Mahnrufe des Kapitäns bedurft, die Passagiere zogen sich von selbst eiligst respektvoll zurück; denn über ihren Köpfen peitschte das rasende Tier wild die Luft. Der Anker machte eine Wendung, die Männer an der Winde drehten etwas zurück und nun begann der Hai seinen Tanz auf Deck und schlug alles, was ihm erreichbar war, kurz und klein.

Inzwischen war der erste Offizier nach seiner Kajüte geeilt und kam mit einer geladenen Flinte zurück. Er ließ den Hai erst noch einige Zeit toben und als er durch die Ermattung ruhiger geworden war, da krachten zwei Schüsse: ein Sprung und ruhig lag das Tier da. Nun näherten sich vorsichtig einige Matrosen mit spitzen Eisenstangen und stießen sie ihm in den Leib. Die Vorsicht war wohl begründet, denn der Hai war noch nicht tot. Mit einem gewaltigen Schlag warf er einen Matrosen, der ihm zu nahe gekommen war, wie leblos zur Erde; er mußte mit gebrochenem Bein weggetragen werden. Aber es waren die letzten Zudungen des Tieres, und mit Axten und Eisenstangen gab man ihm den Rest. Die Passagiere der ersten Kajüte erhielten dann je einen der scharfen Zähne, die, weiß wie Eisenbein, spitz und gezähnt, sehr nielich ausfahen: jetzt, wo sie auf neutralem Boden ungefährlich geworden waren. Inzwischen waren auch die Boote der Behörde, des Dampferagenten usw., angekommen und die Passagiere für Fernando-Pó verließen das Schiff.

Es war früh morgens. Die Anker wurden gelichtet und das Schiff begann aus seinem Schlaf zu erwachen. Der Riese reckte sich und gähnte. Schwarze, dicke Rauchwolken entströmten seinem Schlund und langsam, wie schlaftrunken, drehte sich der gewaltige Leib. Ein Stampfen der Maschinen, zischender Dampf drang aus dem Schiffskörper, die Schraube wühlte das Wasser auf, und nun nahm das Schiff majestätisch seinen Lauf seawärts. Durchdringend

langen die Töne der Sirene über den stillen, von der Morgen-sonne überfluteten Meerespiegel als Abschiedsgruß nach dem Bande hinüber. Kleiner und kleiner wurden die Häuschen am Strand, dünner und dünner die stolzen, hohen Palmen, bis die schlanken Stämme in nichts zerfloßen und nur noch die Kronen, gleich schwarzen Vögeln in der Luft schwebend, sichtbar waren. Dann verschwand auch das, die Häuser waren in den Erdboden versunken und endlich sah man nur noch weit in der Ferne eine dünne Linie, wie auch sie in nichts zerrann.

Verschwenderisch sandte die Sonne Licht und Wärme auf uns hernieder. Die unermessliche Wassermenge, die uns umgab, konnte uns gegen diese sengenden Strahlen keine Kühlung bringen. Ständig rann der Schweiß. Die Nacht senkte sich herab, ein Teil der Passagiere verbrachte sie an Deck. Wer in der Kajüte schlief, fiel in einen bleiernem Schlaf und erwachte morgens schweißdurchnäßt und schweren Kopfes. Denn wir waren unter dem Äquator. Schnuchtsvoll eilte man nach oben, der frischen Luft entgegen. Aber soweit man blicken konnte: blauer, von keinem Wältschen getrübt, heiterer Himmel, glühende Sonne und atembellemende überhitzte Luft. Die Glode rief wiederum zum Essen. Schweißkriesende Kellner fertigten nicht endenwollende Folgen von Speisen. Die geistigen Getränke machten das Mahl noch einigermaßen erträglich. Eilig ging man wieder an Deck. Es begann zu dämmern. Die goldenen Strahlen, die die untergehende Sonne über den Horizont verbande, vermengten sich mit der beginnenden Dunkelheit und erzeugten seltene Farbentöne, die schwer auf die unermessliche, wellige Wassermenge fielen und hier neue Reflexe gebärend, Farbengebilde hervorbrachten, wie sie wohl keines Künstlers Pinsel je wiedergeben mag. Jetzt verdichteten sie sich, nahmen Form und Gestalt an, und nun zeigten sich dem staunenden Auge Ufer, die, keine zwanzig Meter vom Schiff entfernt, so zum Greifen deutlich sichtbar wurden, daß wir uns bang die Frage vorlegten, ob das Wirklichkeit oder Täuschung sei. Und wohin wir blickten, überall sahen wir dunkles, von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne beschienenes festes Land. Wir wußten nicht mehr, ob wir fuhren oder stillstanden. Wir empfanden keine Bewegung. Nur wenn wir zurückblickten, so sahen wir, gleich einem Kometen, die metallisch leuchtende Spur des Schiffes im Wasser. Und vom Himmel herab zog es sich wie eine Flammensäule und ergoß sich über das Wasser und die Erde vor uns; dann tauchten andere Farben auf: violett, gold, blau, silbern, während das Wasser unter uns wie im Brand stand. Die Farben vermengten sich mit den gelbroten Flammen und erzeugten ein Bild, als ob die Phantasie eines überreizten Traumes am Werke wäre. Alle standen wir stumm vor dem Wunder dieser niegeesehenen, märchenhaften Pracht, die die tropische Sonne im Spiel mit der überhitzten Luft und den Wassermengen des Ozeans geschaffen hatte.

Die Dunkelheit nahm rasch zu. Die Farben zerfloßen ineinander und kaum eine Viertelstunde nachdem er begonnen, war der Zauber verschwunden und die Nacht da.

Gegen Abend des folgenden Tages wurden weit vor uns am Horizont, erst undeutlich und bisweilen wieder zerrinnend, feine Streifen sichtbar. Nach und nach nahmen sie Gestalt und Form an. Es war Land, das deutlicher und deutlicher wurde. Jetzt erschienen, wie von der Erde soeben gezeugt, erst ganz klein, hernach ständig wachsend, Häuser und da und dort, gleich Vögeln in der Luft, dunkle Punkte, die größer und größer wurden; dann, wie ein herabhängender Faden, eine dünne Linie — wir dachten an Papierdrachen —, aber die Vögel wuchsen, die Fäden verdidten sich und als wir näherkamen, erkannten wir Palmen.

Wie der Gruß aus dem Grunde eines Riesen ertönte jetzt die Sirenentöne über den stillen, schläfrigen Ozean. Das Schiff hatte seinen Lauf gemähigt und fuhr langsam, als wäre es müde von der langen Reise. Schwarze Rauchwolken entströmten seinem Ramin, und als die Dunkelheit fast Übergangslos hereingebrochen war, stand es still. Rasselnd gingen die Anker in die Tiefe. Es war dunkel. Oben glänzten im magischen Glanz die Sterne. Mundum erhabene Stille. Der Riese schlief wieder.

Carlos Helasco.

Crainville, der Statist.

Von Kuri Morel.

(Schluß.)

Die Nacht war sehr klar und besternt. Wie eine bestidte Samtsofite hing der schwere Himmel in die Straßen hinab. Unter einer Laterne blieb Crainville plötzlich stehen und blickte mich an: „Sagen Sie, bitte, nicht immer Herr Crainville . . . Sagen Sie einfach: Crainville . . .“ Ich sagte: „Wenn Sie es wünschen, Crainville, gern.“ und er ging weiter neben mir her. An der nächsten Straßenecke legte er seine Hand zaghaft an meinen Arm. „Wenn es Ihnen nichts ausmacht, mein Herr, so gehen wir diese Straße. Sie bringt uns ans Seine-Ufer. Ich kann vom Theater aus nicht sofort nach Hause gehen. Immer muß ich noch zuvor einen kleinen Gang durch die Nacht machen, sonst schlafe ich nicht. Aber wenn es Ihnen nicht angenehm ist, will ich Sie gern erst nach Hause begleiten; sagen Sie mir nur bitte Ihre Wohnung.“ Aber ich hatte keine Lust, ihn loszulassen. Ich wollte in seine Verschlossenheit eindringen. Er konnte sich mir nicht lange mehr ver-

schließen, das fühlte ich. Ich wußte, daß die Reichte seines Lebens sich ihm bald auf die Rippen drängen würde. Ein solcher Gang durch die Nacht schafft Gemeinsamkeiten, denen eine weiche, empfindsame Seele sich nicht wohl entziehen kann. Bekenntnisse steigen auf und wollen gesagt sein. Damit rechnete ich.

Wir gingen die Seine entlang. Der Fluß trug sein schwarzes Wasser träge durch die Stadt. Wie schleichende Tiere, die mit gebogenem Rücken über dem Spiegel lagen und tranken, waren die dunkeln Körper der Brücken. Crainville schaute vor sich hin in die Nacht, deren Schwärze um die Laternen herum schmutziggelb zerschmolz. Eine Weile sprach er nichts; ich ließ ihn in Ruhe. Hilflos blickte er mir ins Gesicht, die Augen zitterten ihm vor Bewegung seines Gefühls. Er empfand das Schweigen zwischen sich und mir. Ich wartete. Aber da redete er auch plötzlich und sprach unvermittelt von seiner Jugend, sprach heftig und störend, als bange er, daran zu ersticken, und sein aufgeregtes Herz zerklopfte ihm die Nabe mit wilden Schlägen.

Er war immer ein Einsamer gewesen, mit einer von Sehnsüchten zerrissenen Jugend. Einer, der mit den Füßen durch den Tag ging und mit der Stirn an die Sterne stieß. Er wollte Schauspieler werden. Es gab zu Hause darum Kämpfe. Sein Vater hatte eine kleine Buchhandlung. Ueber hochfledigen Chroniken und schweinsledernen Folianten war er für das Leben und die sehnstichtige Kraft, für den stürmischen Willen der Jugend verständnislos und unempfindlich geworden. Und er führte den Kampf mit dem starren Eigensinn des Alters. Aber wenn der Knabe endlich auch Sieger blieb, er hatte seine heimlichen Wunden davon mitbekommen und blutete daran.

Er kam weit fort ins Land, in die Provinz, an ein kleines Theater. Wie war da alles anders, klein, schmählich, nüchtern. Und die Einsamkeit schloß sich wieder auf an neuen Hoffnungen: es würde besser werden, vielleicht bald. Und er ergab sich der Arbeit; er arbeitete an sich, studierte das Instrument seines Körpers aus, erprobte es.

Den nächsten Winter kam er an eine bessere Bühne in einer Stadt Südfrankreichs. Er konnte zufrieden sein; aber er blieb gleich unermüdlich in seinem Eifer. Er spielte viel, aber er brauchte das auch. Seine Seele erlebte sich nur in fremden Gestalten, in erdichteten Schicksalen, und in diesem vielfältigen, gewaltsamen Dasein gebte sie sich auf wie ein Wachslicht, heftig und brennend und flackernd.

Mit den Kollegen hatte Crainville immer nur wenig Gemeinschaft gehabt. Es war das Anderssein seines Wesens, das ihn von jenen natürlich abschloß. Sie mochten auch wohl fühlen, daß er sie um des Leichtsinns ihrer Gefühle willen verachtete. An der selben Bühne war eine junge Schauspielerin, Gabriele Blichon. Crainville bewunderte sie. Er fühlte sich durch ihre Kunst entzückt. Sie schien ihm die Erfüllung dessen, was er erstrebte. Seine eigenen Fähigkeiten erschienen ihm hilflos und klein neben dieser Kunst, die seine Seele zwang und knechtete. Er glaubte an sie. Mehr noch, sie blendete ihn, und er glaubte auch an den Menschen in ihr. Er dichtete hinter diese Kunst einen edeln, schönen Menschen, eine starke, erhabene Seele. Und er trug eine Sehnsucht nach diesem Menschen, nach seiner Größe, nach seiner Schönheit. Er verlor ganz das Gefühl, daß nur in seiner Einbildung dieser Mensch groß, schön und erhaben war. Die Grenzen verwischten sich. Was Traum war, erlebte er als wirklich. Er liebte die Schauspielerin und sehnte sich unbewußt nach der Frau in ihr. Er suchte ihre Nähe, ihre Freundschaft. Seine Einsamkeit wollte er um sie preisgeben. Aber er täuschte sich, seine Einsamkeit ließ ihn nicht los; sie lag ihm hart und herb ums Herz und schaltete auch über seinem Lächeln. Er nicht, aber die anderen fühlten sie. O, die Blichon gönnte ihm gern ihre Freundschaft. Sie bedurfte der Menschen wie der Spiegel um sich. Crainville wurde glücklich, er durfte da sein, und sie beachtete ihn zuweilen. Aber was er liebte, war im Grunde doch nur der Mensch, den sein Geist sich zur Anbetung geschaffen und dem die Blichon ihre Gestalt lieh.

Ich weiß nicht, zu welchem Ende das hätte kommen sollen, aber Crainville erwartete jedenfalls das Beste. Er war bereits Februar geworden. Die Blichon und Crainville hatten verabredet, einander zu treffen, um einen freien Abend zusammen zu verbringen. Crainville war zeitig zur Stelle. Ich nehme an, daß er eine Stunde vor der Zeit bereits da war. Aber sie ließ ihn warten. Es war kalt und regnete. Crainville stand traurig bis tief in die Nacht. Er hatte sich nicht entschließen können, fortzugehen, weil er dachte, sie möchte im selben Augenblick den Platz betreten, während er ihn zur anderen Seite verließ. Durchnäßt und erfroren kam er nach Hause und warf sich aufs Bett. Er blieb schlaflos. Die Brust schmerzte ihn, der Frost riß ihn, daß ihm die Zähne schlugen. Am andern Morgen wachte er ins Hospital. Die Blichon besuchte ihn: sie erinnerte sich nicht, daß sie sich hätten draußen treffen wollen; sie habe zu Hause vergebens auf ihn gewartet. — „Die Gute“, sagte Crainville, „sie machte sich Vorwürfe und schaff sich, und sie hatte doch keine Schuld daran. Gewiß hatte ich mißverstanden, und die Arme wachte meinetwegen umsonst . . .“ Crainville hatte dann die Besinnung verloren und erwachte nach vier Tagen erst wieder. Aber er wurde langsam gesund. Er wartete ungeduldig auf den Augenblick, wo er wieder hinausdurfte. Aber der wurde kein Glück für ihn. Er ging, sorgsam geschützt, durch den schönen alten Park des Krankenhauses in der Mittagsonne und schlug in einem ruhigen Winkel sein Buch auf, um sich laut leidend des Sprechens wieder zu gewöhnen. Da wußte er mit einem Male,

daß er keine Stimme mehr hatte. Heiser und zerbrochen kam es aus seinem Munde, wie Wachs fiel es vor ihn hin. Angst kroch ihm den Rücken hinauf, und vor Angst wollte er schreien. Aber seine Stimme blieb ihm erstarrt und tot in der Brust liegen. Er wurde ohnmächtig, und man trug ihn ins Bett. Die Untersuchung bestätigte, daß die Krankheit ihm die Stimme zertrübt habe.

Ihm blieb nichts übrig, als zu seinem Vater nach Paris heimzukehren. Aber kaum dort, benutzte er alles Geld, das er aufzutreiben konnte, die Agenten, die die Engagements der Schauspieler vermitteln, zu bestechen, um so Gabriele Blichon nach Paris zu ziehen. Ihre Briefe eiferten ihn an und versprachen ihm viel. Und im nächsten Herbst schon war die Blichon am Theater am Boulevard de Strasbourg. Crainvilles Vater — eine Mutter hatte er schon lange nicht mehr —, starb kurz darauf, und der junge Mann bekam das Geschäft, das er mit einem Gehilfen leitete.

Crainville arbeitete im stillen unermüdlich an den Trümmern seiner Stimme. Er sprach stundenlang mit äußerster Anstrengung in der Hoffnung, den Ton zu fällen. Aber es gelang nicht. Sein Hals schmerzte, und er bekam Hustenanfälle. Mit der Zeit gab er es erschöpft auf und brach die Hoffnungen aus seinem unglücklichen Herzen.

Jeden Abend, wenn die Blichon spielte, war er im Theater. Nachher stand er am Ausgang der Künstler und wartete auf sie. Er drückte sich ins Dunkel und grüßte sie, oder er berührte ihr Kleid. Manchmal durfte er sie bis an ihre Wohnung begleiten. Meistens aber hatte sie Verabredungen und konnte ihn nicht brauchen. Oft stieg sie auch am Theater in einen Wagen, der sie erwartete. Crainville beteuerte mir: „Sie müssen verstehen, dem können sich Künstler nicht entziehen. Die weitgehenden Verbindungen bringen immerfort Verpflichtungen mit; sie bedingen einen ausgedehnten Verkehr, von dem sich niemand ausschließen darf. Gabriele wäre oft lieber mit mir gegangen. Aber sie durfte doch nicht andres. Ich habe ihr oft zureden müssen, daß sie sich dem füge. Sie mußte doch ihre Stellung hier sichern. Sie war ja noch so jung und so beneidet. Da muß man eben auf der Hut sein; allen liebenswürdig . . .“ Und die Blichon war liebenswürdig, so wie ich sie gekannt habe; des kann ich auch versichern.

Dann war Crainville plötzlich auf einen neuen Gedanken gekommen. Es genügte ihm nicht mehr, sie von seinem fernem Platz aus abends still ansehen zu dürfen. Er sehnte sich nach ihrer Nähe, danach, gleichsam unter ihrem Atem leben zu dürfen, wie früher neben ihr zu stehen unter den tausend heißen Augen einer Menge. Er war ein Schauspieler ohne Stimme, aber er hatte doch noch das stumm-beredete Instrument, auf dem er Leidenschaften zu spielen verstand: seinen Körper. Jeht verehrte er ihn mehr als ehemals; und er ging hin und wurde Statist, Statist an dem Theater, wo die Blichon war.

Das war die Kette der Geheimnisse, die seine Worte schlossen, das waren die äußersten Umstände seiner Existenz, deren halbdunkle Hintergründe ich durch seine Rede hindurch offen sah. Und er verheimlichte mir nichts als das ewige, tiefe Leiden um diese Frau, diese Schauspielerin. Ein Leiden, aus dem er selbst vielleicht nur eine schmerzliche Süße zog; die Dual des im Innersten zur Einsamkeit Bestimmten. Sie betrog ihn, aber er wußte nichts davon, obschon sie daraus kaum eine Heimsüchtheit machte. Er blieb mir unbegreiflich. Er hatte den unerschütterlich starren Glauben der Bekenner, den Fanatismus der Liebe. Es gab für ihn über dieses Weib hinaus keine Welt, und er litt nur daran, daß er selbst nicht immerfort in dieser Welt sein durfte. . . .

Als er schwieg, gingen wir beide eine Weile stumm nebeneinander her. Wir waren weit hinausgekommen, in Stadtteile, die mir fremd schienen. Ich bat ihn umzukehren und lud ihn in eine Weinstube, die ich kannte. Aber er schlug mir's ab. Er möge seinen Wein trinken, und es sei wohl sehr spät geworden. Wir gingen zurück, sprachen fast nichts. — Ich möge ihn, wenn ich Zeit und Lust habe, in seinem Geschäft besuchen, bat er. Unter seinen Büchern würden sich wohl Stücke finden, die es zu sehen lohne. Er habe wundervolle alte Drude, und er möchte es von mir als Günst ausbitten, mir einen alten Stuch schenken zu dürfen, — als Dank für diese Nacht und als Erinnerung an ihn. Ich würde kommen, sagte ich. — Wir waren so weit zurückgegangen, daß ich mich selbst zurechtfinden konnte, und ich verabschiedete mich von Crainville. Als ich mich umwandte, trollte er schwächlich und hüftelnd durch die Nacht.

Auf den Proben sprach ich noch hier und da ein paar Worte mit ihm. Aber er wurde nicht mehr geistlich. Was hatte er mir wohl auch noch zu sagen? Hatte ich doch die Reichte seines ganzen Lebens empfungen.

Eines Abends, nach der Vorstellung, — ich hatte mich noch bei Herren der Presse aufgehalten, sah ich am Bühnenausgang Crainville stehen. Er schaute mir erwartend entgegen. Ich ging zu ihm und gab ihm die Hand; er ging neben mir her. „Ich habe auf Sie gewartet und dachte schon, Sie seien fortgegangen“, sagte er. „Gewartet?“ fragte ich verwundert, und er bestätigte: „Ja, gewartet; denn ich habe Ihnen etwas zu erzählen. Ich darf es keinem außer Ihnen sagen. Die andern . . . (und er tat eine verächtliche Handbewegung), und dann dürfen auch Sie es nur wissen, weil Sie nicht darüber sprechen werden. Gabriele hat mir das Versprechen abgenommen, keinem Menschen davon zu sagen. Ich tue ihr ja unrecht, aber zu einem muß ich doch sprechen. — Gabriele hat den Ring angenommen von mir. Sie hat ihn heute abend getragen. . . .“ Das Herz klopfte dem Armen in den Hals und seine Stimme ging

fast unter dabei. „Ich habe ihr heute gesagt,“ sprach er weiter, „daß ich sie heiraten wolle. — O, sie soll nichts entbehren müssen. Nichts soll ihr genommen sein. Sie soll Schauspielerin bleiben, sie soll tun und lassen können, was sie will. Aber sie soll bei mir wohnen und meine Frau sein. — Ich bin nicht arm. Sie zweifeln? — Ich habe gespart und mein ganzes Vermögen in bares Geld umgewandelt; es ist eine schöne Summe herausgekommen. Das habe ich ihr gesagt. Es soll bleiben, alles bleiben wie es ist. Und sie hat nicht nein gesagt. — Ich solle noch etwas warten, ein wenig noch . . . O, ich werde warten . . . Wir sind ja noch beide jung, — und dann, eines Tages, wird sie kommen und sagen: Ja, jetzt . . . So hatte ich es mir ja auch gedacht. O, es wird schön werden . . .“ Wir war, als träume Crainville neben mir, und ich wagte nicht, ihn zu stören. Er schaute mich an: „Sie wundern sich? — Sie staunen über mein Glück.“ — Ich sagte: „Ich freue mich so für Sie . . .“ Dann fiel mir ein: „Aber Sie wollen gewiß Gabriele erwarten, und ich halte Sie auf, Crainville?“ — „Sie ist schon fort“, sagte er traurig; „es tat ihr so leid um mich, daß ich heute, gerade heute abend allein sein werde. Aber es ließ sich nicht ändern. Sie war zu einem Souper geladen. Einflußreiche Persönlichkeiten kommen hin. Sie hatte zugesagt. Denken Sie nur, sie wollte einfach fortbleiben! — Ich mußte sie bewegen, hinzugehen. — Sie wissen, man kann nicht anders in solchen Fällen. Gabriele wäre imstande gewesen, meinethwegen eine Dummheit zu begehen . . .“

Ich hatte in diesem Augenblick die rothaarige Komödiantin um dieses armen Menschen willen, dem sie die Seele zerstörte. Er ging lächelnd, in seinen Traum verstrickt, neben mir her. Ich bangte nur, daß seine Blindheit nicht tief genug sei, um alles zu verbergen. Ich glaubte, mich vor Crainvilles Blick stellen zu müssen, wenn ein Wagen an uns vorbeifuhr. Konnte drin, neben einem Liebhaber, doch das rote Haar aufbrennen, das schwindfüchtig bleiche Gesicht lachen. Ich führte Crainville durch ein paar Straßen, die ich kannte. Ich sagte: „Heute müssen Sie aber mit mir auf Ihr Glück trinken.“ Er widersprach nicht. Und ich machte ihn trunken. Sollte der dunkle Schmerz, den er nicht verstand und sich nicht eingestehen mochte, doch einschlafen und nur das falsche, gefährliche Glück ihn erfüllen. Dann mochte er schlafen und weiterträumen . . .

Crainville bekam ich nach dieser Nacht lange nicht zu sehen. Später wich er mir fast schon aus, als zöge die Einsamkeit und ihr stiller Schmerz immer engere Kreise um ihn, daß sie ihm selbst jene überquellenden Bekenntnisse an mich verwehre.

Ich verließ im Frühjahr Paris, ohne Crainville noch einmal gesprochen zu haben. Als ich die Wägen zuletzt sah, hatte sie ganz das Aussehen einer Schwindfüchtigen im letzten Stadium. Sie hustete heftig und viel; aber sie sog sich mit ihren geschwimkten Lippen noch fest an das große Leben in Glanz und Licht, nach dem sie ihr ganzes Dasein lang unerfüllt Sehnsucht getragen.

Ich kam erst wieder nach Paris, als Antoine im neuen Hause seinen „Julius Cäsar“ herausbrachte, und zwar erschien ich zur letzten Probe. Wundervoll bewegt war die Szene um Marc Antons Rede, das Getümmel des Volkes auf dem Forum. Die tiefgelegten Stufen der breiten Treppe hinan zu Cäsars verhüllter Leiche und zu Marc Antons großer, überredungsstarker Klagegebärde um seinen Toten strömte die Masse des Volkes, zu einem einzigen erschütterten Körper gebunden. Aber unter des Kaiserfreundes ausbrechender Leidenschaft lösten sich aus ihr die einzelnen Menschen, formten sich die Gebärden ihrer eigenen Leidenschaften: ihres Hasses, ihrer Rache, ihrer Liebe. Und mitten auf der Treppe, von den Gruppen gesondert, vor dem purpurn zerfließenden Mantel des Cäsars als Hintergrund rechte sich ein dürrer Mensch auf in Schmerz und Haß. Die hagern Arme warf er hoch, die Finger krampften sich in die Luft, der Körper krümmte sich wie ein Vogen. Jetzt schmiß er sich herum und zeigte ein schmerzzerfetztes Gesicht, sah wie Asche, nur Schatten und ein paar unergleiche Augen; dann lief er die Stufen hinab und verschwand in der Tiefe. Es war Crainville gewesen. Crainville war wieder da, — der Gedanke beherrschte mich von da ab —, und wie sah er aus.

Ich ging auf die Bühne und suchte ihn. Im Hin- und Hergerenne der vielen Menschen, in dem siebernden Aufruhr des Umbaus fand ich ihn nicht gleich. Er lag mit dem Rücken gegen eine Wand und starrte vor sich ins Dunkle. „Crainville!“ rief ich, und er sah mich an, als habe ich ihn aus dem Schlaf geweckt. „Crainville,“ sagte ich, „wie geht es Ihnen?“ — und er entgegnete: „Sie ist tot . . .“ Nichts als das; als ob er ein Tuch von der Toten wegzöge, sagte er das. — „Sie ist tot?“ Ich war betroffen durch dieses fremde, schwere Wort inmitten der Theaterbuntheit, inmitten des Lachens und Scheltens um uns herum. Crainville aber sprach, als sei er allein mit mir. „Sie hatte eine Krankheit in sich. Es gab keine Heilung, keine Rettung. Der Tod, der schon lange um sie war, stieg im Frühjahr wie der Fluß, und er flutete über sie hinweg. Es war schlimm geworden; zu Hause konnte sie nicht bleiben. Sie kam ins Hospital. Ich bin immer bei ihr gewesen. Sie war müde, furchtbar müde und schlief viel, so schwach war sie. Aber dann kam immer der Husten und riß sie auf. Dann sagte der Arzt mir eines Tages, daß es nicht vorm Ende sei. Ich hatte ein Versprechen von ihr, das noch nicht eingelöst war. Und ich bat sie, als sie erwachte, daß sie meine Frau werden möge. Sie nickte mir: Ja. — Der Hospitalgeistliche hat uns getraut. . . . Aber am Abend ist sie gestorben . . .“ Crainville stand starr an der dunklen Wand

als er enbele; sein Gesicht war grau wie Stein. Alles an ihm war tot, bis auf seine Augen. Ich habe nie wieder zwei solcher Blicke gesehen, die um eine Tote brannten . . .“

Van Moorlen stand auf und machte ein paar Schritte über die Terrasse. Noch lagen die letzten Worte still in der schweren Luft und gaben einen Schatten über unsere Gesichter. Der Himmel war dunkel und matt, und die Schatten flossen lang aus.

Unser Gastgeber trat an den weißen Tisch und legte seine Handflächen um den purpurnen Rosenkelch. Er sagte: „Ein wunderlicher Mensch, Dein Crainville . . . Er war als Gefäß für den Schmerz bestimmt. Auch das ist eine Bestimmung, für die man geboren wird . . .“

Und er wandte sich wieder zu uns, die hinter ihm standen und über den Garten sahen, und sagte: „Kommt, wir wollen ins Haus gehen. Es will Nacht werden und unser Gefühl verträgt heute nicht das fahle Zwischenlicht.“ Und wir traten durch die weiße Tür ins Haus, wo die Lichter angezündet wurden.

Kleines feuilleton.

Der Schloßberg im Spreewald. Ueber dieses Spreewaldheiligtum bei Burg, das jetzt vom Kreistage angekauft und mit einem Bismarck-Denkmal besetzt werden soll, spricht Max Wittrich. Den „Berg“ darf man sich nicht als weitblickende Höhe vorstellen; er ist ein vorgehüllter Rundwall und gilt als der Rest der Nationalopferstätte der Semnonen. Daß in den Jahrhunderten um die Geburt Christi die Gegend durch Germanen besiedelt war, haben zahlreiche Funde gezeigt; weitere Funde lehrten, wer nachher erschien, nach der Völkerwanderung: der slawische Volksstamm der Serben oder Sorben. Doch wohnten, nach dem Ergebnis der Ausgrabungen zu schließen, die Menschen dieser „wendischen“ Zeit hier viel weniger dicht als die germanischen Jahrhunderte. Die uraltenartigen Zustände der weiten Wasserlandschaft änderten sich erst im 18. Jahrhundert.

Was der Schloß der Erde wiedergegeben hat, läßt den Schloßberg als eine Schöpfung vorlatawischer Zeit erscheinen, als eine Kultus-, wenn nicht auch besetzte Zufluchtsstätte während germanischer Herrschaft, weiter als Gebiet der Sammlung in Kriegs- und Hochwassergefahr nach der Einmischung der Sorben-Wenden. Auf ein Schloß, das hier gestanden habe, weist nur die Sage hin. Sie weiß farbig und abwechslungsreich zu erzählen von dem verunkelten Bau und seinen Bewohnern, und am sonnigsten plaudert sie, sofern einfach menschliche Verhältnisse die Grundlage der Märchen bilden, während alle mit Staatsaktionen, mit Herrscher-, Fürsten- und Feldherrnamen arbeitenden Berichte völlig in unklarer, nebeliger Luft schweben. Denn von dem Räuberfürsten angefangen, der über eine lederne Zugbrücke ritt und mit dem Satan im Wunde war, bis zu dem vielerwähnten heimlichen König der Wendon (der so heimlich war, daß ihn sogar die Wenden nicht zu Gesicht bekamen) ist nichts, wofür man durch die Geschichte eine feste Grundlage erhielt. So fehlt auch für den schauerlichen Fürstenmord durch Markgraf Gero im Spreewald, den man sogar bildlich dargestellt finden kann, ein sicherer Nachweis.

Allein wer jemals in einem Meer von Einsamkeit auf dem Schloßberg gestanden hat, weltverlassen wie die Höhe selber, wenn die Dämmerung niederankert über Feld und Wäld, in einer lautlosen Stille, die den Menschen selber fortzutragen schien auf linden weichen Wogen: wer solche Stunde hier erlebte, der hat vielleicht glauben gelernt an das verunkelte Schloß mit den unermeßlichen Schätzen, an Schlangen und Irlichter, an Reiter ohne Köpfe so gut, wie an die verzauberte Prinzessin, die Hemden nähen müsse bis zur Erlösung. Und daß sich auf dieser Insel in ehemaliger Wasserwüste die Flüchtlinge vor dem Wüten der Elemente und der Fremdlinge möglicherweise auch durch Mauerwerk, das zerfallene „Schloß“, geschützt haben, das wird am wenigsten gerade der nüchternen Sinn bezweifeln. Haben doch nachgewiesenermaßen noch im dreißigjährigen und siebenjährigen Kriege einige durch Wasser und undurchdringliche Wildnis geschützte Teile des Spreewaldes größeren Gemeinden ängstlicher Stadtleute als gesicherter Versteck gedient. So sind noch zu Beginn des 17. Jahrhunderts soviel Bürger der wohlbekannten Gurkenstadt Lübbenau in den Wald geflohen, daß in ihrer Zellkolonie ein Pfarrer wendisch und deutsch predigte. Das war freilich noch ein anderer Wald als der heutige: ein Wald, der den Leuten sozusagen in den Felsen wuchs und von dessen Reichtum man, ohne viele oder irgendwelche Formlichkeit, nahm, was man brauchte. Und auf den unerlöschlich fischreich scheinenden Gewässern fuhr man im ausgehöhlten Stamm eines Niesenbaumes.

Heut ist das Spreewaldgebiet zum großen Teil eine von blumigen Wiesen durchtrännte Wiesenlandschaft, auch wo die Erden sich nicht zum grünen Dom wölben, voll eigenartiger Schönheit. Eines ihrer stimmungsvollsten Gebiete ist der Schloßberg geblieben, eine Strede Landes von ergreifendem märkischen Charakter, dürrig und erinnerungsreich, so schwer zu verstehen und zu erobern, wie nachher schwer zu vergessen.